Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 1-2

Artikel: Was uns trennt
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419538

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Fortschritten aller Art! Was haben wir alles auf deutschen Hochschulen gelernt! Was verdankt unsere Kunst und unser Kunstgewerbe, die Technik und das Wirtschaftsleben, die Verwaltung und das Schulwesen dem Vorbild und dem Erfindungsgeist des gleichsprachigen Nachbarlandes! Wie oft sind unsere Studienkommissionen nach Stuttgart, Leipzig, Berlin, München, Straßburg gereist, wenn es galt, wichtige Werke sozialer Fürsorge, technischer Vervollkommnung zu schaffen!

Es geht aber auch bis ins kleine und kleinste des Alltagslebens. Die traulichste Stunde im Jahr bereitet uns der Weihnachtsbaum: er kam zur Zeit unserer Großväter aus Deutschland. Wir reisen in unsere lieben Berge: der beste Führer ist immer noch der deutsche Bädeker, nach Paris, Norwegen, Italien, Palästina: wir nehmen den Bädeker mit, der mit deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit leistet was kein anderer. Du schreibst gern Ansichtspostkarten: die Sitte kam aus Deutschland. Du bewunderst den Stil der hübschen neuen Wohnhäuser am Zürichberg: er kam aus Deutschland. Du lieseſt gern unsere Großen, Gotthelf, Keller, Meyer, oder die Lebenden, Huggenberger, Federer, Zahn: ihre Bücher sind meist durch Verleger draußen in Umlauf gebracht worden, wären ohne die deutschen Verleger wohl gar nicht auf den Markt gekommen. Man liebt und liest sie draußen als Schweizer von deutscher Art. *Eine reiche und ununterbrochene Wechselwirkung findet statt im Geben und Empfangen* — ein Völkerbund, wie man ihn gar nicht schöner denken kann.

Geht die deutsche Kultur unter, so geht auch die unsrige unter. Wir können uns nicht damit trösten, es gäbe ja dann noch andere Kulturen, an denen wir teilnehmen könnten, etwa die romanische Frankreichs oder Italiens oder die englische. Tausendfache Erfahrung, tausendjährige Erfahrung lehren, daß ein Volk an keiner anderen Kultur wirklich teilhaben kann als an der seines Stammes, an der derselben Muttersprache. Die Frage ist für uns nicht, ob die romanische und die angelsächsische Kultur nicht eben so wertvoll seien wie die deutsche. Die Frage ist, welche Kultur unser Volk in sich aufnehmen, in sich verarbeiten und namentlich, an welcher es selbst mitarbeiten kann. Das aber ist die deutsche, *nur* sie.

Was uns trennt.

Diese Stelle entnehmen wir einem Gedenkblatte, das unser Mitglied Dr. Fick in den „Schweiz. Monatsheften für Politik und Kultur" (Herbstmonat 1922) seinem Vater gewidmet hat, der, 1822 geboren, im Jahre 1848 aus politischen Gründen seine Heimat Hessen-Kassel verließ und 1851 als Rechtslehrer nach Zürich berufen wurde, wo er 1895 gestorben ist. Von Haus aus durchaus nicht demokratisch-republikanisch gesinnt, wußte er sich in unsere Verhältnisse rasch zu finden und erwarb auch unser Bürgerrecht. Es hat einen eigenen Reiz, aus dem Munde dieses Mannes zu hören, wie tief politische Unterschiede ins geistige, ins gesamte Kulturleben einschneiden. Heute ist zwar Deutschland ja auch eine demokratische Republik, aber als solche noch nicht auf ganz sichern Füßen, und gerade aus solchen Aeußerungen begreift man, daß es mit dem äußern Wechsel der Staatsform noch nicht getan ist, daß es sich da um Gesinnungen handelt, die sicher zu verankern mindestens ein Menschenalter fordert. Im Jahre 1870 schrieb Heinrich Fick an seine Schwiegermutter zuhanden eines Königsberger Herrn, der daran dachte, einen Ruf ans Polytechnikum Zürich anzunehmen:

„Man denke sich eine Residenz eines deutschen Staates von ähnlicher Größe wie unser Kanton, also etwa Gotha oder Weimar, und dann von Allem, was dort ist, mit einziger Ausnahme des Umstandes, daß man in beiden Städten einen deutschen Dialekt spricht, das Gegenteil, soweit es überhaupt bei einem geordneten Staatsleben möglich ist, — dann hat man unser Zürich. Dort Hof, Adel, Offiziere, Beamte als drei besondere Stände über der Bourgeoisie und dem eigentlichen Volke herrschend und in allen Kreisen des Lebens den Ton angebend. Hier von allen diesen drei Ständen auch keine Spur. In dieses wunderbare Gemeinwesen, das die Prinzipien der Demokratie bis in die letzten Konsequenzen ausgebildet hat, vermag sich ein in Deutschland im Verkehr mit den drei tonangebenden Ständen aufgewachsener deutscher Professor absolut nicht hineinzufinden; er steht ihm, selbst wenn er sich daheim für einen Demokraten vom reinsten Wasser gehalten hat, total fremd gegenüber. Der hiesigen Bourgeoisie, soweit sie aus einheimischen Elementen besteht, steht er fremd gegenüber, weil sie sich nicht der in Deutschland üblichen Umgangssprache bedient, diese Umgangssprache vielmehr als eine erlernte aus bloßer Höflichkeit gegen den Fremden, also mit Unbehagen spricht. .... Wer für seine Wissenschaft begeistert ist und frei ist von der Eitelkeit, im Staate oder in der sogenannten Gesellschaft eine Rolle zu spielen, kann — sofern er außerdem finanziell günstig gestellt ist — sich hier außerordentlich wohl und glücklich fühlen..... Kommt dazu noch der offene, unbefangene Sinn für ein blühendes Staatswesen, das man wachsen und gedeihen sieht, ohne dabei irgendwie eingreifen zu können, so ist dies eine fortdauernde Quelle geistigen Genusses. Denn es muß für den unbefangenen Denker, der, frei von persönlicher Eitelkeit, sich an fremden Schöpfungen zu erfreuen vermag, ein großes Behagen erzeugen, zu sehen, wie hier die schönsten Kulturblüten getrieben werden, ohne daß dabei irgend einer der Faktoren, denen in monarchischen Staaten das Kulturleben verdankt wird, ohne daß ein Fürst, ein Hof, ein Adel, eine Bureaukratie, ja ohne daß irgend etwas, was nach Aristokratie schmeckt, dabei mitwirkt. Vergleicht man das hiesige wissenschaftliche Leben, die hiesigen Institute für Kunst und Wissenschaft, das hiesige Interesse des Volkes für Kirche und Staat, die hiesigen Kenntnisse über das, was auf dem Universum vor sich geht, mit den analogen Erscheinungen in einer deutschen Residenz, so dürfte, wenn man allenfalls von Theater und Gemäldegalerien absieht, hier alles weit höher stehen, als in irgend einem gleich großen Staate in Deutschland. Es ist hier alles von innen heraus und von unten herauf gewachsen. Es gibt zahllose Vereine für Kulturzwecke, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Lesekabinette, verschiedene wissenschaftliche Bestrebungen für gemeinnützige Zwecke, die alle ohne irgend eine hohe Protektion von unten auf herangewachsen sind und die schönsten Früchte tragen."

Ergebnisse der zweiten Rundfrage.

Durch die zweite Rundfrage sollte festgestellt werden, ob wir Schweizer in unserer Mundart noch sicher zwischen nicht zielendem *hangen* und zielendem *hängen* unterscheiden.

Wenn elf Antworten einen Schluß zulassen, darf die Frage bejaht werden, denn alle elf scheiden mit sicherem Sprachgefühl, natürlich mit lautlichen Abweichungen, *zielendes*: Mir hängge Wösch uf; me mueß no ne Wage ahängge; früener si Diebe ghänggt worde, von